

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 45

Artikel: Hü, vorwärts!

Autor: Hofmann, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im nächsten Augenblick hörten die Bitternden aber auch schon Stimmen auf der Straße, diejenigen der erschrockenen Nachbarn und das Brüllen Grimellis: „Ich erschieße sie beide.“

Den Pfarrer hörte man auch: „Geben Sie mir das Gewehr, Carlo, Sie Unglücklicher!“ —

Er war der Erste, der in die dunkle Stube trat; der folgende war der Sindaco. Cesari konnte die brennende Kerze fast nicht halten, die er aus der Küche brachte.

Landsiedel und Doia standen eng umschlungen in einer Ecke der Stube, zitternd, leichenblau — schuldbewußt.

Der Pfarrer schritt mit zornrotem Gesicht auf das Paar zu; Doias Hand ergreifend, trennte er die blaue Gestalt von der Heinrichs, drängte sich vor sie hin und schrie dem Fremden zu: „Sie Verdammter, durch Ihre Tat am See gezeichnet mit der Klaue des Teufels, was schänden Sie dieses Haus? — Was strecken Sie die Hand, die räudige, nach einer Tochter aus, die schon verlobt ist — Sie gemeiner, abscheulicher Reizer!“

Seine Gestalt hüpfte, indem er sprach, und seine Stimme fräzte im Zorn.

„Gott, mein Kind blutet — es ist getroffen“, schrie der Syndaco.

Bom Haaransatz lief Doia eine Träne Blutes in die Stirn.

„Es ist nichts, Vater“, tröstete sie; „es ist höchstens ein Glassplitter der Lampe, der mich getroffen hat.“

Fortsetzung folgt.

Hü, vorwärts!

Von Hermann Hofmann.

Durch den Lasbergwald schritt im späten Nachmittag ein Soldat mit bepacktem Tornister. Es war Peter Ambühl, der einzige Sohn des Bergbauers Gottfried Ambühl auf der Tannegg.

Unter einem Ahorn hielt der Feldgrau an, wusch sich den Schweiß von der Stirne, zog nachher einen Zigarrenstummel aus der Patronentasche und zündete diesen an. Dann ging er weiter.

Jetzt trat er aus dem Wald. Vor ihm dehnte sich eine leicht ansteigende Heuwiese. Dahinter leuchteten der Rotstock und der Wetterfirst im sterbenden Gestrahl der sinkenden Sonne.

Peter Ambühl verlangsamte seine Schritte, als er die steile Schattenhalde hinaufstapfte.

Die abendliche Schwermut, die über dem ernsten Bergland lag, schlich sich in diesem Augenblick an Peters Seite und überhauptete seine Seele.

Die Heimkehr aus dem Militärdienst war für ihn diesmal keine Freude. Er wußte, daß er daheim auf der Tannegg den Vater frank antreffen werde. Alois Zurbrügg, des Nachbars Jüngster, der ihm während der Abwesenheit im Militärdienst den kleinen Viehstand besorgte, hatte ihm vor einigen Tagen geschrieben, daß sein Vater erkrankt sei und das Bett hüten müsse.

Peter Ambühl kannte die Ursache dieser Krankheit. Wirtschaftliche Not war es, die seit Monaten seinen Vater bedrückte und immer mehr seine Gesundheit untergrub. Das unheimliche Gespenst der Krise, das von der Nachkriegszeit geboren wurde, brachte nicht nur in die Städte Not und Elend, sondern tauchte plötzlich auch in den entlegensten Bergtälern auf und trug Kummer und Sorgen in die kleinsten Alphütten. Dieses unfassbare Gespenst hatte ebenfalls den Weg auf die Tannegg gefunden. Mit steinerner Unerbittlichkeit begehrte es Einlaß und ließ sich nicht mehr verdrängen. Vater Ambühl raffte alle seine Kräfte zusammen und arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Er sparte und geizte oft sogar, aber es nützte nicht viel. Die Schulden stiegen fortwährend an, und die Zinsenlast erdrückte ihn beinahe. Im vergangenen Jahr mußte er auf Martinstag die beste Milchkuh verkaufen. Seither war er stiller und wortkarger geworden.

Als Peter zum Militärdienst einrückte, da fühlte er, daß sein Vater schwer an seinem Los zu tragen hatte. Und jetzt, da er heimkehrte, wurde ihm bewußt, wer seinem Vater die Gesundheit geraubt und ihn ans Krankenlager gefesselt hatte.

Sein Herz schlug bei diesen Gedanken heftig und schmerzlich. Er warf den Zigarrenstummel ins duftende Heugras und preßte einige unverständliche Worte hervor.

Jetzt hörte Peter Tritte. Er blieb stehen und schaute sich um. In diesem Augenblick trat aus dem Schatten einiger Wettertannen, die am Rande des Finstergrabens standen, ein Mann hervor und führte eine Kuh talwärts. Peter stützte einen Moment, dann aber zündete plötzlich eine sieberhafte Glut aus seinen Augen. Er bebte leise am ganzen Körper.

Der Mann kam näher. Peter Ambühl schritt hastig auf ihn zu. Er kannte ihn nicht. In starker Erregung rief er:

„Das ist ja ‚Krone‘, unsre jüngste Kuh!“ Er legte dem Tier, das ihn mit glühenden Augen gutmütig anschaut und die rauhe Zunge nach dem Tornister ausstreckte, die Hand auf den Rücken und herrschte dann den Unbekannten an:

„Wohin willst du mit unserer Kuh?“

„Das ist meine Sache“, entgegnete dieser schroff, „das Tier gehört mir.“

Er zog am Strick, und ‚Krone‘ folgte willig nach. Als beide unten beim Lasbergwald angelangt waren, wandte die Kuh den Kopf, muhte gegen die Schattenhalde hinauf und verschwand nachher mit dem Fremden im Forst.

Peter Ambühl, der wie festgebannt am gleichen Ort längere Zeit stehen blieb, war es, wie wenn seine Seele von Schmerzen zerstochen würde.

„Gepfändet!“ kam es bitter über seine Lippen, dann schritt er der Tannegg zu.

Der leise Abendwind trug dem Heimkehrenden eine Welle von Heuduft entgegen. Aus leuchtenden Blumenteppichen klang eintöniges Gezirp der Gräben. Die Schatten begannen allmählich zu wachsen; sie stiegen höher und höher, löschten die bunten Farben der Bergmatten, erschutterten endlich den Rotstock und den Wetterfirst, dämpften das Abendgold auf Fels und Fluh und verwandelten nach und nach die lichten Gipfel in dunkle Wuchten.

Als Peter Ambühl daheim ankam, fand er den Vater fiebend im Bett. Frau Zurbrügg, Alois Mutter, pflegte ihn. Peter erschrak, als er seinen kranken Vater erblickte. Es war ihm, als sei er inzwischen viel älter geworden.

Er hängte seinen Karabiner über dem Ofen an die Wand, legte den Tornister auf eine Stabell, setzte sich dann an seines Vaters Bett und erkundigte sich nach seinem Befinden. Nachher begann Peter vom Militärdienst zu erzählen. Vater Ambühl sprach nur wenig. Sein Atem ging schwer. Von Zeit zu Zeit schaute er an die Wand, wo das Bild seiner verstorbenen Frau hing. Und jedesmal, wenn er den Blick auf das Bild heftete, wechselte der Glanz in seinen Augen.

Nach dem Nachessen, als Frau Zurbrügg heimgekehrt war, und Peter allein in der niedern, von einem Petrollämpchen erhellen Stube bei seinem Vater saß, fing dieser mit leiser Stimme an: „Peter, deine Mutter ruft mich. Ich fühle es, meine Zeit ist dahin. Es sind jetzt ungefähr dreißig Jahre her, daß ich von meinem Vater dieses Berggütlein übernommen habe. Deine Mutter und ich bearbeiteten es fleißig und mit Freude. Wir hatten oft keine leichte Sache. Manche Hoffnung blieb unerfüllt. Aber die Liebe zu unserer schönen Bergheimat und ein starker Glaube versiehnen uns immer wieder neue Kräfte und neuen Mut, und unser Hoffen ging nie ganz verloren, auch in schwersten Zeiten nicht.“

Die Not im Lande hat meinen Lebensabend verdunkelt. Unser Gütlein ist verschuldet wie nie zuvor. Es ist nicht meine Schuld. Am letzten Martinstag mußte ich die beste Kuh hergeben. Heute hat man mir ein weiteres Tier weggenommen.

Peter, so muß ich dir die Tannegg überlassen. Du wirst eine schwere Bürde tragen müssen. Finster und ungewiß ist der Weg in die Zukunft. Peter bleibe stark. Du bist noch jung, und

deine Kräfte sind unverbraucht. Und die Tannegg, Peter, laß sie nicht aus deinen Händen, hab' sie lieb; und wenn es dir schlecht geht, dann mach's wie ich: Blid' vorwärts, Peter, vorwärts."

* * *

Einige Tage später trug man Vater Ambühl auf den Friedhof hinaus. Peter war jetzt Tanneggbauer.

Oft wenn er sich spät abends müde in sein Lischenbett legte, löschte er mit einem Seufzer das Petrollämpchen, schaute dann in die Finsternis und dachte seinen Schulden nach. Und wenn er manchmal keinen Ausweg mehr sah, raffte er sich plötzlich wieder zusammen und erinnerte sich an die letzten Worte seines Vaters. Und es war ihm, als hörte er aus dunkler Ferne: „Blid' vorwärts, Peter, vorwärts!“

* * *

Als Peter Ambühl eines Abends im Wolfsboden Heugras mähte, kam von der Susweid herunter des Seelithalbauers Tochter, Breneli von Allmen.

Peter kannte Breneli schon von der Schulzeit her. Als die Tochter über den Wolfsboden schritt und den jungen Mähdere erschien, rief sie ihm zu:

„He, Peter, mach' bald Feierabend, du siehst ja nichts mehr!“

Peter wandte sich gegen Breneli und entgegnete:

„Sobald die Matte abgemäht und das Gras gezettet ist, mache ich Feierabend, vorher nicht.“ Und dann fuhr er lächelnd fort: „Uebrigens, wenn du mir helfen willst, so wäre das gar allerliebst von dir. Schau, die Holzgabel dort unter der Esche wartet ja schon lange auf dich.“

„Das würde dir natürlich passen“, meinte jetzt des Seelithalbauers Tochter, „doch so rasch geht das nicht. Sag' mal, was bezahlst du für einen Lohn?“

„Bon dem kann allerdings keine Rede sein“, antwortete Peter, „Schuldenbergbäuerlein können keinen Lohn bezahlen; dafür dürfen sie aber beim Sternenschein arbeiten.“

Aus seinen letzten Worten verspürte man etwas wie Bitterkeit. Peter traute seinen Augen kaum, als Breneli plötzlich die Gabel ergriff und anfing, das Gras zu zetzen.

Er wachte die Sense, bewunderte dabei heimlich die schöne Gestalt des Mädchens und mähte dann weiter.

Hinter der Abendbergfluh hervor guckte jetzt der Mond, goß sein mildes Licht über die Berge, die Tannegg, den Wolfsboden und die beiden jungen Menschen. Als der Mond über dem Rotstock stand, war alles Gras gemäht und gezettet.

„Wenn du nichts dagegen hast, Breneli, so begleite ich dich ins Seelithal hinab. Es ist ja schon spät.“

Bei diesen Worten hängte Peter die Sense in die Esche und versteckte Gabel und Weizsteinsfaß unter dem Gras.

Breneli lehnte das Anerbieten nicht ab. Langsam Schrittes zogen hierauf die beiden talwärts.

In den finstern Tannenwipfeln begann der Nachtwind zu singen. Der Gesang wurde immer stärker. Ueber dem Wetterfist türmte sich drohend schwarzes Gewölk. Der Mond wurde plötzlich verdunkelt. Schärfer pfiff der Wind über die Bergmaten. Sein Singen steigerte sich zum Geheul.

Breneli drängte sich ängstlich an Peters Seite. Er legte beidend den Arm über seine Schulter. Breneli schaute mit großen, leuchtenden Augen zu ihm empor. Da schloß er das Mädchen fest in seine Arme, küßte es auf den lächelnden Mund und sprach: „Nun mußt du doch noch deinen Lohn haben.“

„Peter, mein Peter!“ kam es freudig über Brenelis Lippen.

Inzwischen war es stockdunkel geworden.

„Wir müssen uns beeilen, es ist ein Unwetter im Anzug“, sagte Peter und schaute zum Nachthimmel empor.

Als sie im Seelithal angelangt waren, zerriß jäh ein Blitze die Finsternis. Schwere Tropfen klatschten ins Gras.

Peter küßte noch einmal sein junges Glück, dann aber lief er raschen Schritten heimwärts.

Feuriger zuckten die Blitze, fürchterlicher heulte der Sturm, und der Regen fiel in Strömen. Vom Wetterfist her vernahm Peter ein unheimliches Tosen und Donnern. Ihm bangte. Er wußte: Das waren die wilden Wasser, die schon oft auf der Tannegg böses Unheil angerichtet hatten.

Peter keuchte. Sein Atem ging hastig. Seine Beine ermüdeten. Es war ihm, als ob der Sturm ihm zuriefe:

„Hü, vorwärts! Vorwärts!“

Endlich kam er auf dem Wolfsboden an. Er verlor den Weg unter seinen Füßen. Ringsum hörte er das Wildwasser brüllen. Jetzt stolperte er über Steine und fiel nieder. Ein greller Blitz erlebte in diesem Augenblick den Wolfsboden. Da schrie Peter in die Nacht hinaus. Der Wolfsboden, seine beste Heumatte, war verschüttet. Stöhnend erhob er sich und stapfte durch Schutt und Schlamm heimwärts.

Ganz nahe an seinem Haus vorbei war der Erdschliff gegangen. Wankend trat Peter in die Stube. Im Stalle brüllten die Kühe und wieherte das Pferd. Peter sank wie gelähmt auf sein Bett nieder und verbarg den Kopf im Kissen.

Am nächsten Morgen trat er vor das Haus und überschaute das verwüstete Land im Wolfsboden.

Dann dachte er an Breneli.

Und mit einem Male war es ihm, als riefe eine Stimme: „Blid' vorwärts, Peter, vorwärts!“

Gegen Mittag spannte er das Pferd an den Bretterwagen, fuhr zum Wolfsboden hinunter und fing an, Steine und Geröll aufzuladen. Den Hang hinunter sprudelten immer noch verirrte Wässerlein.

Als Peter die erste Ladung wegführen wollte, sah er Breneli daherkommen.

„Peter!“ rief es schluchzend und warf sich ihm an die Brust. Dann fuhr es fort:

„Ich will dir helfen.“

Peter schaute in Brenelis traurig-ernste Augen. Dann blickte er hinauf in die Berge. Wie erschienen sie ihm heute so groß, so gewaltig, so erhaben und herrlich!

Er knallte mit der Peitsche, und mit einem stillen Leuchten im Herzen rief er seinem Pferd zu:

„Hü, vorwärts!“

* * *

Besuch auf dänischen Volkshochschulen

Die Vereinigung der Freunde schweizerischer Volksbildungsheimen veranstaltete diesen Sommer eine Reise nach Dänemark, um die Teilnehmer mit Land und Leuten der nördlichen Demokratie bekannt zu machen und ihnen vor allem einen Einblick in die dänischen Volkshochschulen zu verschaffen. Längst schon war meine Sehnsucht nach Norden gerichtet, und nun sollte sie auf schöne Weise Erfüllung finden. In den 25 Unbekannten, die sich am letzten Juliabend zur langen gemeinsamen Fahrt am basischen Bahnhof in Basel trafen, fand ich eine angenehme Reisegesellschaft, und in Dänemark wurden wir freundlich aufgenommen und trefflich geführt. So wurde die Reise zum reichen, beglückenden Erlebnis.

Danebod auf der kleinen, fruchtbaren Insel Als, die der Ostküste Südjütlands vorgelagert ist, öffnete uns als erste Volkshochschule ihre Tore. Unser Autobus fuhr in einen geräumigen, von Wirtschafts- und Schulgebäuden umschlossenen Hof. Vorsteherpaar und Lehrerschaft standen zum freundlichen Willkommen bereit und führten uns in unsere Zimmerchen, die zwei und drei zusammen teilten. Sie waren äußerst einfach: schmale Betten, Tisch und Stühle. Und doch fühlten wir uns gar bald wohl und geborgen in dem schlichten Heim. Wir nahmen im großen, mit Bildern und Blumen geschmückten Saal gemeinsam mit Lehrerschaft und Schülerinnen die Mahlzeiten ein (süße Suppen